

REINHARD BUCHWALD

SCHILLER

LEBEN UND WERK

Vierte, neu bearbeitete Auflage

Ungekürzte Ausgabe

in einem Band

IM INSEL-VERLAG

1959



*Kolossalbüste von Johann Heinrich Dannecker
Bezeichnet 1794, in Marmor ausgeführt nach Schillers Tod*

REINHARD BUCHWALD

SCHILLER

LEBEN UND WERK

Vierte, neu bearbeitete Auflage

Ungekürzte Ausgabe

in einem Band

IM INSEL-VERLAG

1959

Copyright 1959 by Insel-Verlag, Wiesbaden

Einleitung

Es war Anfang Februar des Jahres 1790, als Schiller an seinen Vater in die schwäbische Heimat die Bitte richtete, er möge ihm alles sammeln und zusenden, was von seinen frühesten Arbeiten noch vorhanden sei; er brauche, so fügte er zur Begründung hinzu, diese Dinge jetzt »zur Geschichte seines Geistes«.

Schiller war damals dreißig Jahre alt. In zwei Wochen sollte er die Ehe mit Charlotte von Lengefeld schließen, und das bedeutete, wie wir verstehen lernen werden, für ihn, der seit dem Ende seiner Kindheit kein Heim und seit einem Jahrzehnt keine Heimat mehr besessen hatte, viel mehr als nur die glückliche Erfüllung einer Liebe. Darüber hinaus erlebte er damals überhaupt Tage eines gesteigerten Lebensgefühls. Schon glaubte er sich am Ziel, von dem ihn das Schicksal seit seiner Flucht aus Württemberg immer wieder abgedrängt und um das er mit allen Kräften gerungen hatte. Unabhängig von äußerem Zwang und von dem Druck der Lebensnot, vor allem aber als ein innerlich freier und reifer Mensch meinte er jetzt das Werk seiner Dichtung wieder aufnehmen zu können.

Daß er gerade jetzt, wo er nach den äußeren Nöten und den inneren Zweifeln seiner Wanderjahre wieder voller Hoffnung in die Zukunft zu blicken wagte, zugleich die Augen rückwärts wandte, war tief in seinem Wesen begründet. Schon ein Jahrzehnt zuvor, in seinen ersten geistigen Krisen und Kämpfen nach dem Erscheinen der »Räuber«, hatten seine Bemühungen eingesetzt, sich selbst und andern Rechenschaft über sein Leben abzulegen. Und von da an lassen sich diese Bemühungen durch sein ganzes weiteres Leben hindurch verfolgen, bis in die Tage seines letzten Leidens. Sie sind die ergreifendsten Zeugnisse einer Geisteshaltung, von der Goethe, als sie nach langem Mißverstehen ihren Bund schlossen, dem neuen

Freunde versicherte: immer habe er den redlichen und seltenen Ernst zu schätzen gewußt, der in allem erscheine, was Schiller geschrieben und getan habe. Und es war kein Zufall, daß er fortfuhr: nun dürfe er Anspruch machen, von Schiller selber mit dem ›Gange seines Geistes‹ bekannt gemacht zu werden.

Ob Schiller damals im Jahre 1790 an eine schriftstellerische Darstellung seines eigenen Lebens gedacht hat oder nur seine eigenen Erinnerungen durch die Kenntnisaufnahme der verschollenen Jugendwerke auffrischen wollte, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Abgesehen von jener Bitte an seinen Vater, wissen wir nur, daß er durch eine seiner Schwestern jene Nachforschungen in der Heimat fortsetzen ließ. Jedenfalls ist keine Zeile von einer ›Geschichte seines Geistes‹ auf uns gekommen, weder was er damals aufgezeichnet haben mag noch irgendeine andere spätere Niederschrift.

Trotzdem ist für uns nicht ganz verloren, was Schiller über sich und sein Leben gedacht und ausgesprochen hat. Vor allem hat er selbst in entscheidenden Stunden seines Lebens mehrfach brieflich umfassende Rechenschaft abgelegt: so an Körner und die Seinen, ehe er bei ihnen nach den Mannheimer Notjahren eine Zuflucht fand; an Charlotte von Lengefeld in dem lebhaften Briefwechsel bis zu ihrer Verheiratung; an die dänischen Freunde, als er ihre großherzige Hilfe in seiner Krankheit annahm, oder an Fichte, als die Verschiedenheit ihrer Naturen eine offene Auseinandersetzung unerläßlich erscheinen ließ. Und weiter haben uns die Menschen, die ihm am nächsten standen, zuverlässige Aufzeichnungen davon hinterlassen, was er ihnen in verschiedenen Zeiten mündlich über sein Leben erzählt hat. Die schönsten solcher Erinnerungen besitzen wir von der Hand seiner Gattin Charlotte, die in den Monaten nach seinem Tode für ihre Kinder niedergeschrieben hat, was sie von ihm selber über seine Kindheit und Jugend wußte. In anderen Dokumenten, so in den Erinnerungen seiner Freunde Streicher und Körner und in denen seiner Schwägerin Caroline von Wolzogen, lassen sich bei näherem Zusehen gut je drei verschiedene Schichten unterscheiden: was sie selber mit Schiller erlebt hatten, was sie von anderen über ihn erkundeten und vor allem, was diese Berichterstatter aus Schillers eigenem Munde gehört hatten.

So können wir also den Versuch machen, aus mancherlei Bausteinen Schillers ungeschriebene Selbstbiographie herzustellen. Und dies ermutigt uns eigentlich erst, die Geschichte seines Lebens so in

Angriff zu nehmen, wie er es selber gefordert hat, indem er von einer ›Geschichte seines Geistes‹ sprach. Denn das bedeutet, daß wir die innerlichen Vorgänge erkennen und darstellen sollen, durch die er schließlich das wurde, als was er in der Epoche seiner Reife und Vollendung vor uns steht: der ganz und gar durchgeistigte, aus einem Bewußtsein innerer Kraft allen äußeren Schicksalen überlegene und doch der Welt und dem Leben mit allen Sinnen und aller Teilnahme zugewandte Mensch. Die Wege des Geistes, die ein Mensch zu einem solchen Ziele gegangen ist, kann kein Außenstehender mit aller seiner Forschung und Einfühlung, sondern sie kann nur er selbst uns erschließen. Äußere Schicksale und Abenteuer eines Menschen kann auch ein Fremder berichten, wenn er nur aus allerhand Dokumenten die Ereignisse dieses Lebens feststellen kann. Das Innere eines Menschen kennt in Wahrheit nur dieser selbst; wenn er uns den Einblick entzieht, so ist dieser uns überhaupt versagt. Darin liegt die Unersetzlichkeit der Autobiographien für jede biographische Erkenntnis, und besonders gilt das von der Geschichte jeder Kindheit. Man braucht sich nur einmal zu vergegenwärtigen, was Goethes ›Dichtung und Wahrheit‹ nicht sowohl an einzelnen Tatsachen als vor allem darüber enthält, wie aus den besonderen Voraussetzungen seiner Kindheit und Jugend der spätere Mann und Dichter erwachsen ist, – erst so können wir ermessen, was uns über Schiller immer an unersetzlichen Aufschlüssen fehlen wird. Hier gilt es also vor allem anderen, den Verlust gutzumachen und Steinchen um Steinchen zusammenzutragen, mögen wir vorläufig auch nicht mehr als nur einige Teile des Mosaikbildes zusammensetzen können, das wir gern als Ganzes erschauen möchten.

Jedoch was uns Schiller selbst für die Lösung unserer Aufgabe an die Hand gibt, ist noch mehr als die Überlieferung von Tatsachen und mehr als der Hinweis, daß es nicht auf äußere Verwicklungen, sondern auf die Geschichte seiner geistigen Bildung ankommen darf; – wir finden bei ihm vor allem auch Hinweise auf eine sinnvolle Gliederung unserer Erzählung. Wir erhalten diese, indem wir ihn über die Entscheidungsstunden seines Lebens und, was dasselbe ist, über dessen wichtigste Einschnitte sprechen hören. Indem wir aber die Ereignisse kennenlernen, die nach seinem eigenen Ausdruck ›Epoche‹ machten, und eine erste Charakteristik der Lebensalter in ihrer Abfolge versuchen, wird es uns überhaupt erst möglich, alle jene Selbstzeugnisse, die wir für unsere Arbeit auswerten wollen,

zu verstehen. Denn es zeigt sich, daß diese Selbstschau des Dichters von Lebensstufe zu Lebensstufe eine andere geworden ist. So wird unser erster Überblick über den Gang seines Lebens zu einer Geschichte seiner Selbsterkenntnis. Auch diese Tatsache gehört zu den Grundzügen seines Wesens. Ist doch diese sich immer wandelnde und vertiefende Beschäftigung mit sich selbst die bewegende Kraft einer Selbsterziehung gewesen, die auf lange Strecken hin der ›Geschichte seines Geistes‹ ihr Gepräge verliehen hat.

Beim ersten Blick scheint sich die Gliederung, die wir nach Schillers eigenen Anweisungen im folgenden für seinen Lebensgang versuchen, lediglich auf Ortswechsel und ähnliche Veränderungen des äußeren Daseins zu beziehen. Es kommt jedoch bei Schiller niemals auf die Schicksalsschläge und Ereignisse an, sondern auf die Art und Weise, wie er sich damit abfand, sie bewältigte oder gar selbst herbeiführte. Und so hat er denn auch die Vorgänge, nach denen wir sein Leben einteilen, schon als er sie erlebte, als ›Epochen‹ oder als ›Revolutionen seines Geistes‹ empfunden und bezeichnet. Dabei waren diese inneren Entwicklungen zumeist längst im stillen vorbereitet, und die äußeren Ereignisse waren jeweils nur die Funken, die das aufgespeicherte Gedankengut entzündeten; wie denn überhaupt dieses Leben, das durch äußere Schicksalsschläge betroffen wurde wie wenige andere, nicht durch sie seine Prägung erhalten hat, sondern gerade durch einen jedem Widerstand gewachsene Selbständigkeit des Geistes, eine Kraft innerer Selbstbestimmung oder, wie Schiller es auf der Höhe seines Lebens und Denkens ausgedrückt hat: durch des Geistes tapfere Gegenwehr.

Und endlich ein letzter Wesenszug, den wir bei der Würdigung Schillers von vornherein im Auge behalten müssen: die mächtigen Ausmaße und die Raschheit seines unaufhörlichen Voranschreitens. Beobachter aus allen Abschnitten seines Lebens haben dasselbe – fast mit denselben Worten – ausgesprochen: ob sie seine geistige Entwicklung am Anfang und am Ende seiner Karlsschulzeit verglichen; oder ob seine schwäbischen Freunde staunend feststellten, daß er als ein ganz anderer nach zehn Jahren in die Heimat zurückkehrte, als sie ihn vor seiner Flucht gekannt hatten. Auch Goethe hat das, sooft er von seinen Erinnerungen an Schiller erzählte, stets als einen der stärksten Eindrücke bezeichnet, den Schiller auf ihn gemacht hatte: ›Wenn man ihn nach acht Tagen wiedersah, so fand man ihn anders und staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen

könnte. Am schönsten hat er diese selbe Tatsache in zwei Versen seines ›Epilogs zur Glocke‹ ausgedrückt:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte

Die Bahn des Wollens, des Vollbringens maß...

Schillers Leben reicht vom 10. November 1759 bis zum 9. Mai 1805, dauerte also auf den Tag genau fünfundvierzig und ein halbes Jahr. Es läßt sich in sechs Abschnitte einteilen, von denen wiederum je drei eine größere Einheit bilden: erst Herkunft und Aufstieg des jungen Dichters bis zu einer höchsten Leistung, dem ›Don Carlos‹, dann ein neuer Anfang, eine neue Grundlegung seiner Bildung und schließlich auf dem so bereiteten Boden die Reihe seiner Meisterdramen vom ›Wallenstein‹ bis zum ›Tell‹ und den Entwürfen zum ›Demetrius‹.

Im einzelnen umfaßte der *erste* der sechs Abschnitte die Kindheit im Elternhaus (1759 bis 1773); der *zweite* seine Jugend in der Karlschule, woran sich ohne einen wesentlichen Unterschied noch seine Dienstzeit als württembergischer Militärmedikus in Stuttgart anschloß, bis dieser Abschnitt mit der Veröffentlichung und der Auf-führung der ›Räuber‹ sowohl seinen Gipfel als auch seinen Abschluß erreichte; der *dritte* brachte die Jahre seiner Flucht aus der Heimat bis zu dem Augenblick, da die äußere Not zum höchsten gestiegen war und ihm ein unbekannter Bewunderer seiner Dichtung, Gottfried Körner, bald sein nächster Freund und Lebensgenosse, die Hand zur Rettung bot und er bei ihm in Leipzig und Dresden eine Zuflucht fand.

Noch war die Lebensnot damit nicht aus seinem Dasein verbannt, noch sollte er im Kampf mit seinem ›Schicksal‹ seine Kräfte so sehr überspannen, daß er eines Tages – zu Anfang des Jahres 1791 – erschöpft zusammenbrach und von der Krankheit ergriffen wurde, von der er keine Heilung gefunden hat, mochte ihm auch, bei immer erneuten Leiden, noch eine Frist von vierzehn Jahren vergönnt sein. Trotzdem macht die zweite Lebenshälfte, die wir mit der Aufnahme in den Körnerschen Lebenskreis beginnen, auf uns einen ganz und gar anderen Eindruck, als was wir bis dahin miterlebt haben, und auch Schiller hat es so empfunden, – nicht umsonst steht an ihrem Eingang das Lied ›An die Freude‹. Die drei Abschnitte, in die wir diese zweite Lebenshälfte einteilen, lassen sich am deutlichsten nach den Menschen bezeichnen, die Schiller von nun an jeweils am nächsten gestanden haben, ihn verstehend, beglückend und fördernd.

Es waren zuerst Körner und die Seinen (*vierter Abschnitt*: Leipzig und Dresden 1785 bis 1787), dann Charlotte von Lengefeld, bald seine Braut und Gattin, und ihre Schwester Caroline von Wolzogen (*fünfter Abschnitt*: Weimar, Rudolstadt, Jena 1787 bis 1794); und endlich Goethe, seit der Begründung ihrer Freundschaft in der Mitte des Jahres 1794 bis zu Schillers Tod im Mai 1805 (*sechster Abschnitt*). Mit diesen Epochen von Schillers ›Schicksal‹ stimmen merkwürdig die Stufen seiner inneren Entwicklung überein. Zwar hatte sich schon früh seine dichterische Anlage geregt, aber schon hatte er eine philosophische Lehrtätigkeit als seinen künftigen Lebensberuf ins Auge gefaßt, als das letzte Karlsschuljahr die ›Räuber‹ zeitigte und ihr überraschender Erfolg ihn bestimmte, sein Steuer herumzuwerfen. Bald freilich erkannte er, daß dieses ›ungeheuerliche Produkt‹ eine einmalige Erscheinung bleiben und daß er selbst zu reineren Leistungen fortschreiten müsse. Schon ahnte er, was ihm die Erziehung in der Karlsschule schuldig geblieben war und was ihm an jener neuen Menschenbildung fehlte, die rings um ihn überall in Deutschland im Erblühen war. Doch die Not des Tages drängte, und so mußte er in praktischen Versuchen und Wagnissen, von Werk zu Werk sich weitertastend, den Weg zur Höhe suchen. Das Vollkommenste, was er damit erreichen konnte, war der ›Don Carlos‹, in Bauerbach entworfen, in Mannheim begonnen, in Dresden mühsam und zögernd zu Ende geführt. So bildet dieses Werk zugleich Mitte und Grenzscheide seines ganzen Schaffens. Denn so stolz er es nun in Weimar vorwies, wohin er 1787 übersiedelte, und auf Wielands Anregung öffentlich rechtfertigte – in den ›Briefen über Don Carlos‹ für Wielands ›Teutschen Merkur‹ –, so vollbrachte er doch gerade jetzt die großartigste und verehrungswürdigste von allen Taten, durch die sein Dasein ausgezeichnet ist, indem er auf ein Jahrzehnt alles dichterische Schaffen verabschiedete, bis er sich im Studium der Geschichte, der Antike und Philosophie, das er im eigentlichsten Sinn des Wortes mit der Feder in der Hand betreiben mußte, jene Bildung angeeignet hatte, die wir deutsche Klassik und Humanität nennen und zu deren Mit- und Hauptgestaltern er fortan gehörte. Erst nachdem dies gelungen war, durfte er sein Leben durch seine Gedankendichtung, durch seine Balladen und vor allem durch die Reihe seiner Meisterdramen krönen.

Schon diese raschen Überblicke haben gezeigt, wie dramatisch bewegt und reich an Gegensätzen Schillers Leben gewesen ist. Zuerst

ist es der Gegensatz seiner Kindheit und seiner Jugend, den wir mit seinen Augen sehen müssen. Ja vielleicht hat sich ihm durch den Vergleich der Glanz, der auf seiner Kindheit gelegen hat, in der Rückschau noch verstärkt und ebenso das Dunkel, das seine Jugend in der Karlsschule, zum mindesten ihre erste Hälfte und ihr Ende, bedeckte. Jedenfalls hat er das Ereignis, das seine Kindheit gewaltsam beendete: seine erzwungene Aufnahme in die herzogliche Militärakademie, immer als die große Vergewaltigung seines Lebens empfunden und als einen verhängnisvollen Bruch, der sein natürliches Wachstum gestört habe. Schiller hat es klar ausgesprochen und nie widerrufen, daß damals seiner Seele der große Schaden zugefügt worden ist, dessen Nachwirkungen sein geistiges Schicksal auf lange bestimmten und dessen Heilung und Wiedergutmachung bis tief in sein Mannesalter die Aufgabe seines Lebens war und seine heroischste Leistung ausgemacht hat.

Dagegen hat die Kindheit in seiner Erinnerung immer vor allem als ein Idyll fortgelebt – die Kindheit des Dichters, der das Idyll als die höchste dichterische Form gepriesen hat. Das Verhältnis zu Eltern und Geschwistern – Freunde, die ihm von diesen frühesten Zeiten an durchs ganze Leben verbunden blieben, – wenigstens zwei außerordentlich tüchtige Lehrer, Moser und Jahn, von denen der eine durch sein lebendiges Beispiel den Wunsch in ihm erweckte, selbst einmal den Lebensberuf des Predigers zu ergreifen, während der andere wahrscheinlich die ersten Vorstellungen von altrömischer Größe in seine Seele pflanzte – die dörfliche Umwelt von Lorch und weiterhin die mancherlei Eindrücke der Rokoko-Residenz Ludwigsburg: dies und vieles andere muß in ihm mit einem einzigen heiteren Glanz fortgelebt haben. So müssen wir es auch unsererseits darstellen, wenn wir in seinem Sinne verfahren wollen.

Aber gerade für die Menschen jener Jahrzehnte gewann die Kindheit noch einen anderen Wert. Vor allem Pestalozzi und Goethe erkannten damals zuerst, was insbesondere die frühe Kindheit für den Aufbau der menschlichen Persönlichkeit bedeutet. Auch Schiller hat das gewußt; ja, er hat es schon ausgesprochen, als er als junger Mediziner und Philosoph auf der Karlsschule zum ersten Mal eine eigene Lehre vom Menschen aufzustellen versuchte: »Die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind.«

In seiner Kindheit glaubte er deshalb mehr und mehr die Wurzeln

seiner Kraft zu entdecken; damals hatte auch er einmal besessen, was er dann für das Höchste im Menschen ansehen lernte, was er an den Griechen verehrte und an Goethe als dessen *naives Menschentum* pries. Und so konnte er denn schließlich die letzte entscheidende Wendung in seinem Leben geradezu als eine Erneuerung seiner verlorenen Kindheit erleben und deuten. Seine Philosophie und Kunstlehre wurden ein Preis echter Kindhaftigkeit. Schiller, der mannhafteste unserer großen Dichter, ist zugleich der kindlichste: daß er das Kind im Menschen nicht über dem Mann im Menschen vergißt, das ist es, was seiner Auffassung vom Menschen ihre Spannungen, aber auch ihren Reichtum verleiht. Auch diese Gedanken sind schon frühe in ihm lebendig gewesen. In der Szene der ›Räuber‹: ›Gegend an der Donau (3, 2, auf deren bekenntnismäßige Bedeutung Schiller ausdrücklich hingewiesen hat) wird Karl Moor von dem Gedanken erschüttert, wie sehr er ein ganz anderer geworden ist, als er sich einst vorgestellt und vorgenommen hatte. Einer von den Kameraden ruft ihm zu: »Wie! sei doch kein Kind – ich bitte dich –«, Moor aber erwidert: »Wär ich's – wär ich's wieder!« In immer neuen Ausführungen, in Vers und in Prosa, hat er diese Überzeugung wiederholt; etwa: ›Wir lieben in ihnen [den Kindern] das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Notwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst. Sie *sind*, was wir *waren*, sie *sind*, was wir wieder *werden sollen*. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen.«

Schiller war dreizehn Jahre alt, als er für acht Jahre in die Karlschule verpflanzt wurde. Für manche andere ist die Aufnahme in diese herzogliche Bildungsanstalt eine Wohltat gewesen, und sie haben die Erziehung und den Unterricht, die sie dort genossen, als einen Segen für ihr Leben gerühmt. Andere haben das Gegenteil empfunden und ausgesagt; und zu ihnen gehörte Schiller. Sein letztes Wort über Karl Eugen hat gelautet: ›der alte Herodes‹; das heißt ganz eindeutig: der Mörder meiner Kindheit. Vieles traf zusammen, um ihm das Gefühl zu geben, daß er um seine Jugend betrogen worden war. Er durfte sich nicht zu dem Berufe eines Predigers heranbilden, den er sich schon frühzeitig erwählt hatte und zu dem er seine Kräfte hindrängen fühlte. Er wurde einem militärischen Drill unterworfen, dem sein ganzes Wesen widerstrebte – nicht aus Zuchtlosigkeit

(war er doch in manchen Zügen seines Wesens ein echtes Soldatenkind), sondern aus dem lebendigen Drang zu einer Entfaltung seiner Kräfte nach eigenen Gesetzen. Jedoch man durchschnitt gewaltsam alle Fäden zu seiner Kindheit: er hat in diesen acht Jahren keinen Tag Ferien oder Urlaub gehabt und keinen von den Seinen ohne eine ausdrückliche herzogliche Erlaubnis und ohne die Aufsicht eines subalternen Aufsehers sprechen dürfen. Dafür war die Karlschule ein Teil der herzoglichen Hofhaltung, der Herzog selbst ihr eigentlicher Leiter, der täglich in alle Einzelheiten eingriff. Keiner von den Großen des deutschen Geistes hat den fürstlichen Absolutismus so unmittelbar und persönlich erlebt wie der werdende Dichter von ›Kabale und Liebe‹ und des ›Don Carlos‹. So ist denn auch dies der wesentliche Inhalt dieses Lebensabschnittes gewesen: daß der zarte und fromme Knabe, der sich wie so viele unter seinen jungen Landsleuten für die Klosterschulen und für das Tübinger Stift vorbereitet hatte, einen ganz anderen Weg gehen mußte – was Schiller selbst als einen Abweg, als eine Verbiegung seines Wesens angesehen hat. Dabei haben ihn zwei sehr verschiedenartige Erlebnisse noch besonders bestimmt. Zuerst die Begegnung mit einem Lehrer (Jakob Friedrich Abel), der nicht nur seine jugendlichen Kräfte aufgerüttelt und ihm wieder Zutrauen zu sich selber gegeben, sondern auch im besonderen den philosophischen Denker in ihm geweckt und seinen Gedanken auf lange hinaus ihre Richtung gegeben hat. Und dann eine abermalige, wahrscheinlich nicht einmal übel gemeinte, aber um so verhängnisvollere Verfügung des Herzogs, der Schiller nach der Vollendung seiner Studien noch ein Jahr in der Akademie zurückhielt, damit ›sein Feuer noch heilsam gedämpft würde‹. Eben in diesem letzten Jahre entstanden die ›Räuber‹.

Schiller hat mit zwei Worten, die man über sein ganzes Leben, vor allem aber über die nun folgenden Abschnitte dieses Lebens, schreiben kann, wenige Wochen nach seiner Flucht ausgesprochen, was er durch Karl Eugen sich vorenthalten sah und was er doch für so unerläßlich empfand, daß er fortan alles an ebendieses Ziel setzen wollte: Wachstum und Vollendung. Jedoch abermals häufte das Schicksal Hindernisse vor ihm auf, die er kaum je zu überwinden hoffen konnte. Seine Flucht stürzte ihn in eine unabsehbare Lebensnot. Der Kampf mit alten und immer neuen Schulden wurde für ein Jahrzehnt sein jeden Aufschwung störender Begleiter. Ver-

gebliche Versuche, auf eigenen Füßen zu stehen (als Theaterdichter und freier Schriftsteller in Mannheim 1783–85), wechselten mit der Notwendigkeit, sich von hilfreichen Freunden mehr oder weniger erhalten zu lassen und bei ihnen Zuflucht zu suchen (mit Streicher in Oggersheim 1782; bei Henriette von Wolzogen in Bauerbach 1782–83; bei Körner in Leipzig und Dresden 1785–87).

Jedoch eines Tages faßte er, in einer ›heroischen Resignation‹, den Entschluß, diese Fesseln zu brechen und aus eigener Kraft eine tragbare Grundlage für sein Leben zu schaffen. Er verließ die Dresdener Freunde, verzichtete auf Jahre hinaus auf sein dichterisches Schaffen und widmete sich, trotz Körners Einspruch, nur noch seiner historischen Schriftstellerei, von der er hoffte, sie werde ihm zu der ersehnten Unabhängigkeit verhelfen (in Weimar seit 1787). Auch als man ihm für das Frühjahr 1789 eine unbesoldete Professur in Jena anbot, nahm er sie nur an, weil sie mit ihrer Tagesfron eine unentbehrliche Stufe zu einer künftigen ›Versorgung‹ zu sein schien, die ihm später einmal die Freiheit für seine eigentliche Arbeit gewähren sollte.

Aber so ernstlich diese wirtschaftlichen Überlegungen gewesen sind und so sehr sie uns eine bürgerliche Solidität und geschäftliche Klugheit enthüllen, die aus Schillers Charakterbild nicht wegzu-denken sind, so ist doch die Lebenswende, die sich durch das Scheiden aus Dresden vollzog, noch viel mehr eine geistige Entscheidung gewesen. Denn seit ihm nach seiner Flucht die pure Not zum raschen Produzieren gezwungen hatte, weil er vom Ertrag seiner Feder leben mußte, war ihm immer mehr die Erkenntnis aufgegangen, daß die Bildung, die er von der Karlsschule mitbrachte, nicht genügte, wenn er ›Lehrer des Volkes‹ sein wollte (so bezeichnete er schon damals den Beruf des Dichters und Schriftstellers). Es galt also, überhaupt erst einen gediegenen geistigen Unterbau für sein Lebenswerk neu zu schaffen. Doch alle Versuche, diese Erneuerung seiner Bildung mit der dringenden Brotschriftstellerei zu vereinen, scheiterten. So berührt es uns als die grausamste Ironie des Schicksals, daß ihm die Freiheit für die ersehnte Arbeit an seiner Selbstbesinnung und Bildung endlich geschenkt wurde, weil er seine Gesundheit im Kampf mit der Lebensnot zerstört hatte; denn er verdankte diese Muße dem hochherzigen Anerbieten einer dreijährigen Pension durch zwei holsteinische Bewunderer seines Schaffens, die von seiner schweren Erkrankung wußten und ihm die Mittel für eine sorgenfreie Genesungszeit darreichen wollten.

In der Geschichte von Schillers Dichtung bilden die Jahre 1787 bis 1795, die Zeit von seinem achtundzwanzigsten bis fünfunddreißigsten Lebensjahre, eine ähnliche scheinbare Brache wie die ersten elf Weimarer Jahre in Goethes Lebensgeschichte. Beides waren Zeiten durchgreifender geistiger Erneuerung. Nur daß Goethe, der seit seiner Kindheit mit allen Gütern der Bildung reich Beschenkte, damals in die Schule des wirklichen Lebens ging, sich nach seinem eigenen Ausdruck vom Hammer des ›Schicksals‹ zurechthämmern und von den Schlacken seines Wesens befreien lassen wollte; während Schiller, der vom Schicksal genug Getroffene, in einem neuen mühsamen Studium seine Umbildung vollzog. Drei Studienkreise lösten sich dabei ab: Geschichte, Antike und Philosophie. Bis er in der Freundschaft mit Goethe – in der nahen Betrachtung von dessen Natur und im Austausch ihrer Gedanken – seine letzten Erkenntnisse gewann: nicht nur über das Wesen der Dichtung und über Goethes dichterische Persönlichkeit, sondern vor allem auch über seine eigene Anlage und Berufung. Während er nach wissenschaftlichen Einsichten in die Entwicklung und das Wesen der Menschheit und in die Gesetzmäßigkeit der Kunst gesucht hatte, war ihm zugleich etwas viel Größeres zuteil geworden: er hatte Ja sagen gelernt zu seiner eigenen besonderen Art als Dichter und zu dem Schicksal, das ihn so besonders geprägt hatte.

So sind es denn auch die drei Lebensabschnitte, die auf die Flucht aus der Heimat zunächst folgten, gewesen, in denen er nach den uns überlieferten Zeugnissen besonders eindringlich über sein Lebensschicksal nachgedacht und immer wieder davon erzählt hat. Aber mit der wachsenden Arbeit, die er an sich selbst leistete, wandelten sich auch die Gründe, die ihn zum Nachdenken über sein Lebensschicksal veranlaßten, und die ganze geistige Haltung seiner Selbstschau. Dabei war das erste die Erkenntnis, daß durch seine Karlschulerziehung ein verhängnisvoller Bruch in sein Leben gekommen sei. So sehen wir ihn denn nun vor allem darauf ausgehen, allen den Menschen, denen er nahetrat und an deren Urteil ihm lag, auseinanderzusetzen, wie er durch eine solche Erziehung und Umwelt zu dem Dichter der ungeheuerlichen ›Räuber‹ hatte werden müssen. In verschiedenen Spielarten begegnen wir diesem Bekenntnis. Bald ist er der Meinung, daß diese erste Formung seines Wesens eine Tatsache sei, die aus ihren besonderen Bedingungen verstanden und entschuldigt werden müsse; daß er aber nun in der